

die mit dem Zehent verbundenen kirchlichen Rechte kommen hier zur Sprache. Mit dem Besitzrechte der Abtei beschäftigt sich auch das folgende sechste Kapitel. Es ist eine auf 146 Seiten sich erstreckende und bis ins kleinste Detail gehende urkundliche Besitzbeschreibung der Abtei Martinsberg aus der vortatarischen Zeit Ungarns; nur die Reichhaltigkeit des Martinsberger Archivs ermöglichte diese schätzenswerte Arbeit. Beiläufig 122 stiftliche Besitztümer, die nach Komitaten gruppiert sind, werden beschrieben. Sechs in dem Text gedruckte Landkarten veranschaulichen die geographische Lage der einzelnen Besitzungen. In national-ökonomischer und geographischer Beziehung ist die Abhandlung für die Zeit vor dem Tatareneinfall in der ungarischen Literatur einzig in seiner Art.

Den Inhalt des nächstfolgenden Kapitels bilden die literarischen Bestrebungen auf breiterer Grundlage, indem die Benediktiner Ungarns überhaupt in Betracht gezogen werden. Erwähnenswert ist der oben genannte selige Abt und Bischof Maurus auch als Schriftsteller, indem er die Legenden der Einsiedler Zoerard und Benedikt verfaßte, dann besonders der hl. Gerardus, welcher nach Vollendung der ihm anvertrauten Erziehung des hl. Emerich sieben Jahre in der Waldenöde von Bakonybél zubrachte, bis ihn König Stephan auf den Bischofstuhl von Csanád berief; die schriftstellerischen Werke Gerards werden einer eingehenden Besprechung gewürdigt. Als Werk der Benediktiner erscheint auch der sogenannte Pray-Kodex (Missale Poseniense), welcher eine große Berühmtheit erlangt hat der beigeschlossenen Leichenrede wegen, die zu den ältesten Denkmälern der ungarischen Literatur zählt. Die genaue Beschreibung und kritische Würdigung des Kodex ist mit prachtvollen Illustrationen versehen. Kapitel 9 behandelt die künstlerischen Leistungen und enthält ebenfalls zahlreiche Illustrationen. Der interessanteste Teil ist die Beschreibung der ursprünglichen Martinsberger Stiftskirche in ihrer fortschreitenden Entwicklung, sie wurde vom Abt Urias schon zum drittenmal, so zu sagen, neu gebaut und im Jahre 1215 in Gegenwart des Königs Andreas II. konsekriert. Derselbe Abt erbaute auch eine romanische Basilika in Deáki, die im Jahre 1228 eingeweiht wurde. Die Kirchenschätze der Abtei, wie dies aus einem alten Inventarium erhellt, waren sehr reich, erwähnt werden unter Anderem: 24 calices, quorum 13 aurei, tres gemmis parati. Quatuor thuribula, unum ex integro aureum etc. Der Pray-Kodex wird in diesem Kapitel auch vom künstlerischen Standpunkte gewürdigt.

Das letzte Kapitel bespricht das innere Leben und die äußere Wirksamkeit des Stiftes und ist eigentlich eine Zusammenfassung und Ergänzung der in den früheren Kapiteln zerstreut vorkommenden Daten, insofern sie auf diesen Gegenstand Bezug haben. Auch hier liefern die Zeiten des großen Abtes Urias das meiste Material. Aus dem Jahre 1233 ist beinahe das vollständige Namenverzeichnis des großen Martinsberger Konventes erhalten. Auch die Einwirkung des Stiftes Martinsberg auf andere Klöster des Ordens sowie auf ihre Untergebenen, besonders zu den Zeiten des mehrerwähnten Urias kommt hier zur Darstellung. Interessant ist auch der Anhang, in welchem aus dem Martinsberger Archiv 197 Originalurkunden in genauer Lesung und mit Anmerkungen mitgeteilt werden, wodurch auch der Text der bisher in verschiedenen Sammlungen mitgeteilten Martinsberger Urkunden verbessert wird. Die erste Urkunde (Stiftungsurkunde) stammt aus dem Jahre 1001, die letzte mitgeteilte aus dem Jahre 1241. Unter den mitgeteilten Urkunden befinden sich fünf unechte oder zweifelhafte.

Schließlich drücken wir den Wunsch aus, daß das große Werk zur Ehre des Ordens auf sicherer Bahn zur Vollendung gelange. W.

Weis Liebersdorf, J. E.: Christus- und Apostelbilder.

Einfluß der Apokryphen auf die ältesten Kunsttypen. Mit 54 Abbildungen. 8^o, (XII u. 124 Seiten). Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung 1902. Preis M. 4.

In der altchristlichen Kunst stoßen wir auf zwei verschiedene Typen von Christusbildern, den bartlosen und den bärtigen Christus. Die jugendliche bartlose Darstellung ist die ältere und in den ersten drei Jahrhunderten herrscht sie beinahe

ausschließlich vor; im 4. Jahrhundert tritt an ihre Stelle der bärtige Typus. Es ist den Archäologen trotz mannigfacher Bemühungen noch nicht gelungen, das Dunkel, welches über der Herkunft dieser beiden Typen liegt, aufzuhellen. Mehrere Kirchenväter waren der Ansicht, der Heiland habe ein unscheinbares, ja häßliches Äußere gehabt. Von ihnen konnten die alten Künstler nicht beeinflusst sein, wenn sie den Heiland als idealen Jüngling abbildeten. Woher haben sie dann geschöpft? Weis glaubt nun eine Lösung der Frage gefunden zu haben, indem er auf die gnostischen Schriften, apokryphe Evangelien und Apostelakten hinweist. In denselben tritt Christus oft als ein schöner Knabe (παῖς) auf und an diesen Gedanken sollen die Künstler angeknüpft haben, um den Heiland als Jüngling in der Blüte des Lebens darzustellen. Daß bei den Gnostikern diese Darstellung geläufig war, soll nicht geleugnet werden, auch nicht, daß die meistens von Gnostikern verfaßten Apokryphen Einfluß auf die christlichen Kunstvorstellungen gehabt haben. Aber der Gedanke, die ewige Jugend des Gottessohnes durch den bartlosen Typus auszudrücken, mußte doch den alten Künstlern so nahe liegen, daß die Anlehnung an den Gnostizismus höchst zweifelhaft ist. Kraus urteilte schon in seiner Geschichte der christlichen Kunst (I. 184): »Die Ansicht, nach welcher die Kirche ihr Christusideal den Gnostikern entlehnt habe, enträt jeder Spur eines Beweises.« Was der Verfasser an neuem Material bringt, scheint mir nicht geeignet, dieses Urteil zu modifizieren. Besonders sei noch hervorgehoben, daß die Mehrzahl der angeführten gnostischen Texte von einem kleinen Knaben, einem Knäblein, einem zwölfjährigen Knaben sprechen. Diese müßten alle ausgeschaltet werden, da es sich bei den Kunsttypen um einen 20jährigen Jüngling handelt. — Viel eher kann man dem Verfasser zustimmen, wenn er behauptet, der bärtige Christustypus habe sich nicht aus dem Idealjüngling entwickelt, sondern sei als Idealportrait aufzufassen; apokryphe Schilderungen über das leibliche Aussehen Christi könnten da wirklich den Künstlern vorgeschwebt haben.

Der zweite Teil der Schrift beschäftigt sich mit den Bildern der Apostel, namentlich mit denjenigen der zwei Apostelfürsten Petrus und Paulus, welche von den frühesten Zeiten an stets miteinander vereint wurden. Für ihre bildliche Darstellung bildete sich ein traditioneller Typus aus; Petrus erscheint stets mit krausem Haare, gedrungenem Gesichte und abgerundetem kurzem Barte, Paulus erhielt kahle Stirn und langen Bart. Nach der Annahme vieler Archäologen (De Rossi, Garucci, Kraus) hätte man darin eine auf historischer Überlieferung beruhende Portraitähnlichkeit zu finden und die älteste derartige Darstellung reicht nach De Rossi bis in die Zeit der Antonine hinauf. Neuere protestantische Archäologen (Schultze, Ficker, Popel) versetzten die Entstehung dieser Typen erst an das Ende des 4. Jahrh. oder noch später; ihre Methode ist aber nicht ganz einwandfrei. Weis möchte nun von der Verwertung der Medajllen, auf die sich Kraus und die römischen Archäologen stützen, um das hohe Alter des traditionellen Typus zu behaupten, absehen, da deren Echtheit angeblich nicht über allen Zweifel erhaben ist. Die ältesten Apostelbilder wären nach ihm auf dem Sarkophage des Junius Bassus zu suchen. Dort haben die Apostelfürsten noch nicht den traditionellen Typus W. versetzt den Bassusarkophag — entgegen der bisherigen allgemeinen Annahme, die ihn in das Jahr 359 verweist — in das Zeitalter der Antonine und schließt daraus: damals kannte man die heutigen traditionellen Bildnisse noch nicht; dieselben erscheinen das erste Mal auf der berühmten Elfenbeinpyxis des Berliner Museums, die der Verfasser — abermals im Widerspruch mit den meisten Fachgelehrten — in die vorkonstantinische Zeit zurückdatiert. Als Resultat seiner Untersuchungen ergibt sich, daß die Kirche wohl keine historische Überlieferung über das äußere Aussehen der Apostelfürsten besaß; sicher ist das von Petrus, bei Paulus ist die Möglichkeit des Gegenteils nicht ausgeschlossen. Das Petrusbild entstand erst allmählich als Kontrast zum Paulusbilde.

Man wird gut tun, sich diesen Ergebnissen gegenüber recht skeptisch zu verhalten. Sie haben nämlich einen Hauptfehler: sie beruhen auf einer sehr

zweifelhaften Grundlage. Der Verfasser stützt sich auf eine ganz neue Datierung der christlichen Sarkophagskulpturen, welche so leicht nicht die Zustimmung der Archäologen von Fach finden wird und welche eine wahre Revolution in der Geschichte der altchristlichen Kunst bedeutet.

Trotz dieser Bedenken wird die vorliegende Schrift recht anregend wirken und Freunde der altchristlichen Archäologie werden sie mit Genuß lesen. Der Verfasser hat einen großen Teil der besprochenen Monumente selbst gesehen und er weiß sie anschaulich zu beschreiben. Die hauptsächlichsten derselben sind auch in dem Buche wiedergegeben und zwar in ganz vorzüglicher Weise. Wenn man weiß, wie mangelhaft und willkürlich die Abbildungen altchristlicher Denkmäler auch in den besten Werken sind, so wird man dem Verfasser und der Verlags-handlung dankbar sein, daß hier mit dem alten Zopf gründlich aufgeräumt wurde.

Hünfeld.

J. Pietsch, O. M. J.

Die älteste lateinische Übersetzung des Buches Baruch.

Zum ersten Male herausgegeben von Gottfried Hoberg, Dr. der Philos. und Theologie, o. Prof. der Universität Freiburg i. Br. 2. (unveränderte) Ausgabe. Freiburg, Herder 1902. 4^o. 91 S.

Nach einer kurzen Übersicht über Person und Leben des Propheten Baruch (S. 1—6) und die Zitate des Buches Baruch bei den älteren Kirchenschriftstellern wie Dionysius Alex., Didymus, Irenäus, Clemens Alex., Athanasius u. s. w. (S. 7—19) folgen wichtige Bemerkungen über die bis jetzt bekannten lateinischen Übersetzungen des genannten Buches, nämlich die Übersetzung der Vulgata, jene bei Sabatier in den *Bibliorum sacrorum latinae versiones antiqua*, und zuletzt die hier besonders in Betracht kommende dritte Übersetzung, enthalten in einem Kodex zu León in Spanien (daher der Namen *codex Legionensis*). Hoberg gelangt zu dem Schlusse (S. 29): a) Der *Cod. Legion.* enthält die älteste lateinische Übersetzung; b) diese Übersetzung lag demjenigen vor, von dem die Vulgata in ihrer ursprünglichen Gestalt herrührt; c) der Autor der Übersetzung von Sabatier kannte und benutzte sowohl die Übersetzung des *Cod. Leg.* als der Vulgata. Diese dreifache Schlußfolgerung ist indes noch näher zu prüfen und der Herausgeber selbst wollte auch die drei Texte nur vergleichen, um ihren »Modus interpretandi« festzustellen, nicht aber um den textkritischen Wert aller Differenzen zu prüfen. Der Hauptteil seiner Schrift (S. 30—91) besteht darum auch in der Textausgabe; zuerst nämlich haben wir in vier parallelen Spalten den Text der *Septuaginta*, des *Codex Leg.* (herausgeg. nach einer genauen im *cod. lat. n. 4859* des Vatikans aufbewahrten Abschrift),¹⁾ der Vulgata und von Sabatier. Der Schlußparagraph enthält außerdem (S. 86—91) den syrischen Text des ersten Briefes Baruchs, der indes zu den Apokryphen gehört, aber in der offiziellen Bibelausgabe der katholischen Syrachaldäer mitten unter den kanonischen Büchern steht, gerade in dem Sinne wie in der latein. Bibel noch die *oratio Man.* und 3. u. 4. *Esdras* stehen, nämlich *ad aedificationem* oder als fromme, nicht inspirierte Schriften. — Diese hier herausgegebene Übersetzung wird dem Exegeten nicht geringe Dienste leisten.

— 77.

Die Bücher Ezra und Nehemia

Untersuchung ihres literarischen und geschichtlichen Charakters. Von Dr. Karl Holzey. München, J. J. Lentner 1902. 8^o. 88 S.

Der geehrte Verfasser hatte bereits vor drei Jahren eine kurze Schrift: »Das Buch der Könige (III. u. IV. Reg.). Untersuchung seiner Bestandteile und

¹⁾ Zu *cap. 6^s* scheint mir das Wort *haberetis* wohl nur Kopistenfehler für *adoretis* zu sein, das dem griech. entspricht und dessen Anfangsbuchstaben leicht mit den von *haberetis* zu verwechseln war.